

16. Sitzung

Samstag, den 27. Januar 2007

aus Anlass des Gedenktages für die

Opfer der Nationalsozialismus

Mainz, Deutschhaus

Begrüßung

durch Landtagspräsident Joachim Mertes.....881

Zeitzeugenbericht

von Dr. Heinz Kahn, Überlebender der Konzentrationslager Auschwitz und
Buchenwald, Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde Koblenz883

Ansprache

des stellvertretenden Ministerpräsidenten, Staatsminister Karl Peter Bruch891

Am Regierungstisch:

Stellvertretender Ministerpräsident, Staatsminister Karl Peter Bruch; die Staatsminister Frau Doris Ahnen, Dr. Heinz Georg Bamberger, Frau Margit Conrad, Frau Malu Dreyer, Hendrik Hering; die Staatssekretäre Martin Stadelmaier, Dr. Richard Auernheimer, Michael Ebling, Professor Dr. Siegfried Englert, Professor Dr. Joachim Hofmann-Göttig, Frau Jacqueline Kraege, Dr. Carsten Kühl, Frau Beate Reich

Enschuldigt fehlten:

Ministerpräsident Kurt Beck; die Abgeordneten Petra Elsner, Michael Hörter, Alexander Licht, Margit Mohr, Ulla Schmidt, Walter Zuber.

Rednerverzeichnis:

Präsident Mertes.....	881, 892
Bruch, Minister des Innern und für Sport.....	891
Dr. Kahn.....	883

**16. Plenarsitzung am 27. Januar 2007
aus Anlass des Gedenktages für die
Opfer des Nationalsozialismus**

Beginn der Sitzung: 10:02 Uhr.

Am Lagerfeuer

Musik und Text: Django Reinhardt
Solistin: Loraine Reinhardt

Begrüßung

Präsident Mertens:

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Heute ist der nationale Gedenktag, an dem wir an alle Opfer des Nationalsozialismus erinnern. Es ist der Tag, an dem vor 62 Jahren das Konzentrationslager Auschwitz durch die Rote Armee, durch die 60. Armee der Ukrainischen Front, befreit wurde. Man fand nur rund 7.600 Überlebende, ausgemergelt, fast tot, darunter etwa 600 Kinder.

Herr Dr. Kahn, ich begrüße Sie als wichtigen Zeitzeugen. Ich bitte die Abgeordneten und die Mitglieder der Landesregierung, sich vom Platz zu erheben und einen Moment der Ruhe einzuhalten.

(Die Anwesenden erheben sich von ihrem Platz)

Herr Dr. Kahn, meine Damen und Herren, wir haben uns erhoben aus Respekt und Mitgefühl für die Opfer. Wir denken an das, was Sie und viele Millionen anderer Opfer des Nationalsozialismus erleiden mussten. Wir denken an die verfolgten und ermordeten Juden, an Sinti und Roma, die Kranken, Behinderten und politisch Verfolgten. Wir haben uns erhoben, um die Würde zu respektieren, die diese Opfer hatten und die man ihnen nehmen wollte. Wir haben uns erhoben, um zu versprechen, dass so etwas nie wieder geschehen wird. Ich bedanke mich.

(Die Anwesenden nehmen wieder Platz)

Meine Damen und Herren, vor 62 Jahren kamen die Soldaten in Auschwitz an. Wir wurden in Deutschland – insbesondere meine Generation, die nach dem Krieg geboren wurde – lange im Unsicheren darüber gehalten, was denn da geschehen war. Es war klar, dass Auschwitz nicht aus dem Nichts kam. Ich muss Ihnen leider eine lange Liste von Dingen vorlesen, die abgelaufen sind, bis es Auschwitz gab. Diese Liste ist uns in der Form nie präsentiert worden. Von vielen Hunderten von Maßnahmen will ich Ihnen folgende vortragen:

1. April 1933: Reichsweit werden jüdische Geschäfte boykottiert.

7. April 1933: Juden dürfen keine Beamte mehr sein.

14. Juli 1933: Gesetz über die Einziehung jüdischen Vermögens.

Am 15. September 1935 wurden die Nürnberger Rassengesetze erlassen, mit denen die Unterscheidung

zwischen Ariern und Nichtariern vorgenommen wurde. Das war vollkommen unwissenschaftlich, aber die Grundlage für all das, was folgen sollte.

21. Dezember 1935: Jüdische Lehrer, Ärzte und Professoren werden aus dem Staatsdienst entlassen.

11. Januar 1936: Berufsverbot für jüdische Steuerberater.

25. Januar 1937: Berufsverbot für jüdische Viehhändler.

13. Februar 1937: Juden können keine Notare sein.

15. April 1937: Juden dürfen nicht mehr promovieren.

18. Januar 1938: Keine Zulassung jüdischer Schüler zur Reifeprüfung an öffentlichen Schulen.

16. Februar 1938: Juden dürfen nicht mehr als Tierärzte bestellt werden.

25. Juli 1938: Jüdischen Ärzten wird die Zulassung entzogen.

17. August 1938: Männliche Juden müssen zusätzlich den Vornamen „Israel“, Frauen den Vornamen „Sara“ führen.

5. Oktober 1938: Die Reisepässe werden eingezogen und mit einem großen „J“ versehen.

9. November 1938: Reichspogromnacht – Zerstörung von Synagogen, Geschäften und Wohnungen durch die Nationalsozialisten und Ermordung von vielen Menschen.

12. November 1938: Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes: Die Kosten der Reparaturen der Schäden, die die Nationalsozialisten angerichtet hatten, müssen die geschädigten Juden bezahlen. Soweit es Versicherungsleistungen gibt, beschlagnahmt sie der Staat.

12. November 1938: Zwangsveräußerung von Gewerbebetrieben, Grundvermögen und Wertpapieren.

15. November 1938: Jüdische Kinder dürfen keine deutschen Schulen mehr besuchen.

Ende des Jahres 1938: Juden dürfen sich nur noch eine begrenzte Zeit in der Öffentlichkeit aufhalten, dürfen keine Speise- und Schlafwagen der Bahn und keine öffentlichen Bäder mehr benutzen.

21. Februar 1939: Juden müssen Gold, Silber und Edelsteine an den Staat abliefern. – Die Liste ist noch nicht zu Ende.

1. September 1939: Ausgehverbot für Juden im Sommer nach 21:00 Uhr, im Winter nach 20:00 Uhr.

20. September 1939: Juden dürfen keine Radios mehr besitzen.

7. Dezember 1939: Juden erhalten keine Kleiderkarten mehr.

11. März 1940: Lebensmittelkarten für Juden werden mit „J“ versehen. Sie erhalten keine rationierten Lebensmittel mehr.

19. Juli 1940: Juden dürfen kein Telefon mehr besitzen.

22. Oktober 1940: Deportation der pfälzischen Juden ins unbesetzte Frankreich.

5. Januar 1941: Juden dürfen keine Leihbüchereien mehr benutzen.

1. September 1941: Juden müssen den Judenstern an ihrer Kleidung tragen.

16. Oktober 1941: Beginn der Deportationen nach Osten, auch aus dem Regierungsbezirk Trier.

25. November 1941: Juden verlieren dann die deutsche Staatsangehörigkeit, wenn sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt ins Ausland verlegen. Durch die Deportation ins Ausland verlegen die Juden also ihren gewöhnlichen Aufenthalt ins Ausland und verlieren somit die deutsche Staatsangehörigkeit. Der Zynismus der Bürokratie ist unbeschreiblich.

12. Dezember 1941: Juden dürfen keine öffentlichen Fernsprecher mehr benutzen.

20. Januar 1942: Auf der berüchtigten Wannsee-Konferenz wird die sogenannte Endlösung der Judenfrage beschlossen.

13. März 1942: Juden müssen ihre Wohnungstür mit einem schwarzen Judenstern kennzeichnen.

Ab dem 22. März 1942: Mehrfache Deportationen aus Koblenz.

Ab dem 24. März 1942: Mehrfache Deportationen aus Mainz. Im Dahlheimer Hof werden zahllose Leute eingepfercht.

Ab dem 24. April 1942: Mehrfache Deportationen aus Trier.

17. Juni 1943: Deportation der letzten Juden aus Trier.

Meine Damen und Herren, Auschwitz kam nicht aus dem Nichts. Es kam aus all diesen Maßnahmen, und das kann auch nachgelesen werden. Der ehemalige Justizminister Caesar hat dies dokumentiert. Die Deutschen haben sich über das jüdische Eigentum hergemacht und es versteigert. Auf einer Karteikarte aus damaliger Zeit heißt es beispielsweise: Ein Bett: 10 Reichsmark. – Auf diese Weise wurden die Wohnungen leer geräumt. Auch Radios usw. wurden den Juden weggenommen.

Das Grauen des Massenmordes hat ganz einfache und bürokratische Vorläufer. Es waren Maßnahmen, die Menschen entrechteten und entwürdigten. Das ist ein Teil der Lehre, die wir begreifen müssen.

Die Mehrzahl der Menschen, die heute lebt, ist ohne persönliche Schuld, aber nicht ohne Verantwortung. Wir haben die Verantwortung für das, was geschah, aber insbesondere für die Zukunft. Es ist notwendig, das, was ich versucht habe zu skizzieren, stets in Erinnerung zu halten; denn das Wissen macht uns betroffen und muss uns zum Handeln veranlassen.

Meine Damen und Herren, deshalb haben wir uns heute hier getroffen. Ich danke Ihnen allen, dass Sie gekommen sind, insbesondere Herrn Dr. Heinz Kahn. Er schreibt über sich selbst, er gehöre zu einer großen deutschen rheinischen Familie, von der er allein übrig geblieben sei, ebenso wie seine Ehefrau, die ich an dieser Stelle herzlich begrüße. Er kommt aus Hermeskeil und wird darüber berichten, was es bedeutet, ein junger Mensch in dieser Zeit gewesen zu sein. Er erfährt, dass seine Eltern und seine Schwestern ermordet worden sind und kann nach einem Todesmarsch nach Buchenwald, wo ihn die Amerikaner befreien, nach Trier zurückkehren. Auch was er dann erfährt, ist kein Ruhmesblatt für uns und für unsere Vorfäter; denn sie haben das infrage gestellt, was ihm angetan wurde.

In einer gestrigen Veranstaltung im Mainzer Dom ging es um die Frage der Kriegsdienstverweigerer im Nazi-Reich. Sie haben ewig, bis zum Jahr 1991 für ihr Recht kämpfen müssen. In den 50er-Jahren saßen ihnen die gleichen Personen gegenüber, die in den 40er-Jahren für diese Verbrechen verantwortlich waren. Ein Gericht hatte damals gesagt, man hätte beispielsweise bei der Frage des Umgangs mit den Männern des 20. Juli gar nicht anders handeln können.

Aus diesem Grunde bitten wir Sie, uns aus dieser Zeit zu berichten, Herr Dr. Kahn. Wir wollen das weitertragen und können das weitertragen.

Ich begrüße den Landesvorsitzenden der Jüdischen Gemeinden, Herrn Dr. Peter Waldmann. Für die Sinti und Roma begrüße ich Herrn Ludwig Georg. Herr Daweli Reinhardt lässt sich entschuldigen, da er erkrankt ist. An dieser Stelle begrüße ich die Enkel von Daweli Reinhardt, die mit ihrer Musik diese Sitzung mitgestalten. Zugleich bedanke ich mich sehr herzlich dafür.

Stellvertretend für die Kirchen begrüße ich Monsignore Klaus Mayer, den früheren Pfarrer von Sankt Stephan. Mit ihm begrüße ich alle Vertreterinnen und Vertreter von Institutionen, Vereinen und Initiativen aus dem Land, die in der Gedenkarbeit engagiert sind.

Ich freue mich ganz besonders, dass die Generalkonsulin der Republik Türkei, Frau Berin Tulun, heute unter uns ist.

Außerdem begrüße ich die ehemaligen Mitglieder des Landtags, insbesondere Frau Luise Herklotz aus Speyer, die als Frau der ersten Stunde bereits dem ersten Landtag angehörte, und den früheren Präsidenten des Landtags, Herrn Dr. Johannes Baptist Rösler.

Ich begrüße den stellvertretenden Ministerpräsidenten, Staatsminister Karl Peter Bruch, der im Anschluss an die Rede von Herrn Dr. Kahn für die Landesregierung sprechen wird, und alle Mitglieder der Landesregierung e-

benso herzlich. Ich freue mich, dass der Landtag praktisch vollzählig ist und damit zum Ausdruck bringt, welche Bedeutung wir diesem Tag für unser Land zumessen.

Die Brücke zwischen uns, die wir nach dem Krieg geboren sind, und Ihnen, die Sie das miterlebt haben, wird geschlagen, indem ich die Schülerinnen und Schüler der Förderschule am Ellerbach in Bad Kreuznach in meinen Gruß einbeziehe. Sie haben gemeinsam mit ihrem Lehrer Auschwitz besucht. Sie sind tief beeindruckt, betroffen und schockiert zurückgekommen. Ein Stück der Verarbeitung ihrer Eindrücke ist die Präsentation, die sie uns nach dieser Veranstaltung im Wappensaal durch Texte, Bilder und Musik zeigen werden.

Sehr geehrter Herr Dr. Kahn, damit ist der Bogen geschlagen aus dieser abgründigen dunklen Zeit in unsere Zeit. Wir wollen die Erinnerung weitertragen. Wir wollen dafür sorgen, dass das alle wissen, auch jene, die in schwarzen Springerstiefeln mit weißen Schnürsenkeln herumlaufen und glauben, sie könnten das durch Gewalt widerlegen.

Gestern hat die UNO-Vollversammlung diejenigen verurteilt, die die Auffassung vertreten, man könne den Holocaust leugnen. Sie wissen, dass der Iran das politisch versucht. Eines ist aber klar: In diesem Land werden die Demokraten nie relativierend darüber reden. Wir werden nur dann eine andere Zukunft gewinnen, wenn wir uns an unsere Vergangenheit erinnern.

Ich bedanke mich.

Thema aus „Schindlers Liste“

Musik: John Williams

Zeitzeugenbericht

Dr. Heinz Kahn, Überlebender der Konzentrationslager Auschwitz und Buchenwald, Vorsitzender der Jüdischen Kultusgemeinde Koblenz:

Sehr geehrter Herr Landtagspräsident, sehr geehrter Herr Staatsminister, sehr geehrte Abgeordnete, sehr geehrte Damen und Herren!

Ich entstamme einer konservativen jüdischen Familie, deren Vorfahren seit über 500 Jahren im Rheinland ansässig sind. Mein Vater, seine Brüder und auch die Brüder meiner Mutter kämpften im Ersten Weltkrieg auf deutscher Seite, wurden zum Teil getötet und verwundet, erhielten hohe Auszeichnungen und wurden nur einige Jahre später ihres Vermögens beraubt und aus ihren Geschäften vertrieben. Einige Familienmitglieder konnten unter unwürdigen Umständen ins Ausland emigrieren. Leider wurde ein großer Teil der Familie deportiert und kam bei der sogenannten Endlösung im von deutschen Truppen besetzten Osten ums Leben.

Ich bin der Einzige aus einer ehemals großen deutschen Familie jüdischen Glaubens, der Auschwitz und Buchenwald überlebt hat und in Deutschland geblieben ist.

Dies ist in kurzen Worten mein Schicksal in diesem christlichen Abendland.

Vielleicht wissen Sie etwas über die Verfolgungen, die Juden in Deutschland und in den von Deutschen besetzten Gebieten erdulden mussten. In dieser Zeit wurden die Juden als Angehörige einer Rasse verfolgt, während in früheren Zeiten die hier als Minderheit lebenden Juden wegen ihres Glaubens verfolgt und zum Teil ermordet wurden.

Meine Eltern und meine Vorfahren glaubten, dass nach der französischen Revolution und nach der Gleichberechtigung Benachteiligungen wegen einer Religionszugehörigkeit insbesondere in Deutschland, wo das Zusammenleben der unterschiedlichen Religionen zu einer guten Symbiose geführt hatte, ein Relikt aus vergangenen Zeiten sei. Diesen irr tümlichen Glauben mussten sie mit ihrem Leben bezahlen.

Die Zahl der Überlebenden der Judenverfolgung ist gering. So leben heute sowohl im Regierungsbezirk Trier als auch im Regierungsbezirk Koblenz jeweils drei Personen, die vor 1933 hier lebten und nach dem Krieg hiergeblieben sind. Selbstverständlich sind diese Zeitzeugen alle über 70 Jahre alt, zum Teil schon über 90. Es ist abzusehen, dass sie nicht mehr lange über diese Schreckenszeit berichten können.

Das Interesse an ihrem Schicksal ist aber erst seit circa zehn bis 15 Jahren akut. Ich musste des Öfteren über meine Erlebnisse berichten und soll dies auch heute machen. Hierzu muss ich bemerken, dass man über jahrelange Verfolgungen nicht in einigen Minuten berichten kann. So werde ich heute nur über einige persönliche Erlebnisse berichten, aber nicht über alles, da ich die Aussagen hierzu mir und auch Ihnen ersparen möchte, da sie viele nur leicht bedeckte Wunden aufreißen würden.

Ich werde nicht über das berichten, was wir als Gefangene – einfach weil wir Juden waren – erleiden und miterleben mussten. Ich werde auch nicht versuchen, mit Ihnen darüber zu reflektieren, wie wir all das ertragen und überleben konnten. Vielmehr will ich versuchen, Ihnen einige Szenen und ganz persönliche Erlebnisse eines damals um die 20 Jahre alten Jungen aus dessen Alltag dieser Jahre in Deutschland und insbesondere aus den rund 20 Monaten eines Häftlings im Konzentrationslager Auschwitz zu schildern.

Mein Vater hatte nach seinem Studium, nach dem anschließenden einjährigen Militärdienst und nach dem vierjährigen Krieg wegen einer Verwundung das Kriegsende im Lazarett erlebt. Er war ausgezeichnet mit zahlreichen Eisernen Kreuzen, Verwundeten- und anderen Verdienstorden und eröffnete im Jahr 1920 seine tierärztliche Praxis in Hermeskeil. Er heiratete dort später meine Mutter. Neben seiner Praxis war mein Vater als Lehrer in der Landwirtschaftsschule und als Halbbeamter in der Fleischbeschau und in der Veterinärverwaltung tätig.

Im Jahr 1928 erkrankte meine Mutter. Sie lag mehrere Monate im Krankenhaus, und nach ihrer Rückkehr erkrankte mein Vater in der Folge seiner Kriegsverletzung.

Für ihn war die körperliche Arbeit enorm schwer. Daher hatte er in der Folgezeit meist ein bis zwei Assistenten, die bis zum Jahr 1935 unser Haus als Heimat betrachteten, danach aber Abstand nahmen, wie es viele ehemalige Freunde taten.

Nach dem Besuch der Volksschule kam ich im Jahr 1932 zur örtlichen höheren Schule. Im Jahr 1934 sollte ich bei einer Sportveranstaltung einen Preis bekommen, der jedoch nicht ausgehändigt wurde, da ein Jude eine Auszeichnung nicht erhalten durfte. Seit dieser Zeit wurde ich von einigen Lehrern in die letzte Bank versetzt. Meine Anwesenheit war nicht erwünscht, und meine Arbeiten wurden nicht zensiert.

Nach dem Krieg wollte der Hauptaktivist von mir einen sogenannten Persilschein. Er verzichtete jedoch darauf, als ich ihm sagte, was ich in dem Schreiben aufführen würde. Im Jahr 1936 musste ich die Schule verlassen, damit sie „judenrein“ wurde. Anschließend besuchte ich drei Monate lang eine kaufmännische Privatschule, die dann als jüdische Schule geschlossen wurde. Ich half dann meinem Vater – wie auch schon früher – in der Praxis.

Aus dieser Zeit möchte ich einen bemerkenswerten Fall schildern. Mein Vater kam mit mir zur Fleischbeschau zu einem Metzger, der erst vor kurzer Zeit diese Metzgerei übernommen hatte. Die Fleischbeschaugebühren wurden damals nach den Wiegescheinen berechnet. So gab der Metzger meinem Vater einen Schein. Mein Vater fragte, wo denn der zweite Schein sei. Darauf sagte der Metzger, er habe nur ein Tier geschlachtet. Als mein Vater bemerkte, er habe ein Unikum geschlachtet, was man sicher nicht dürfe, ging der Metzger mit einem Messer auf meinen Vater los. Mein Vater sagte, er solle das Messer weglegen, sonst würde er auch noch wegen Mordes bestraft. An dem Haken hingen jedenfalls zwei Hälften mit je einem Schwanz. Das war das Unikum, das man nicht schlachten durfte. Die Tiere wurden beschlagnahmt, und mein Vater wurde von dem Metzger angezeigt, er dürfe als Jude und Tuberkulosekranker keine Fleischbeschau ausüben. Mein Vater wurde dann in einer Klinik untersucht, wo festgestellt wurde, dass die Atemnot meines Vaters durch die Kriegsverletzung bedingt sei.

Meinem Vater wurden die Fleischbeschau und die amtlichen Tätigkeiten Ende 1935 entzogen. Nach dem Jahr 1945 erging sich gerade dieser Metzger mit Lohhudeleien, welches gutes Verhältnis er mit meinem Vater gehabt habe.

Im Verlauf der sogenannten Kristallnacht drang der damalige Amtsbürgermeister in unser Haus ein, indem er im Parterre ein Fenster einschlug, dann in das in der ersten Etage gelegene Schlafzimmer meiner Eltern kam und zu meinem Vater sagte, dass er ihn in Schutzhaft nehmen müsse. Mein Vater bemerkte, dass er von ihm keinen Schutz erwarte, worauf der Amtsbürgermeister sagte: „Machen Sie keine Mätzchen; kommen Sie mit.“

Ich lernte damals in einer jüdischen Anlernwerkstatt in Frankfurt Schlosser und wurde beim Betreten der Lehrwerkstatt verhaftet. Es gelang mir, als ich im Hof Müllerarbeiter bemerkte, aus der ersten Etage herunterzusprin-

gen und mit der Müllentsorgung das Gelände zu verlassen.

Gegen Abend fuhr ich in Richtung Heimat. Ich musste in Türkismühle umsteigen, als ein Bahnbeamter, ein Nachbar von uns, zu mir kam. Er schilderte mir die Situation in meinem Elternhaus und sagte mir, er würde den Zug an dem Signal vor der Einfahrt halten lassen, damit ich dort abspringen könnte, da sonst die Gefahr bestünde, dass ich an der Sperre festgehalten würde.

Ich tat dies auch und ging zuerst zu Verwandten, die ein Kaufhaus neben dem Bahnhof hatten. Als ich klingelte, hörte ich, wie die Angehörigen auf den Speicher gingen. Einem Posten, der mich ansprach, antwortete ich mit dem Zitat von Götz von Berlichingen.

Meine Mutter hörte mein Kommen und bat mich, meinem Vater eine Decke ins Gefängnis zu bringen. Zunächst gab ich die Decke beim Gefängnisbeamten wenige Häuser oberhalb von unserem Haus ab. Dieser nahm die Decke an, sagte aber, ich möchte die Genehmigung beim Amtsbürgermeister hierzu einholen.

Als ich mich dort meldete, gab es einen furchtbaren Krach. Erst als der Amtsbürgermeister hörte, dass ich erst 16 Jahre alt war, gestattete er, dass ich meinem Vater die Decke bringen durfte.

Ich nahm den kürzesten Weg ins Amtsgericht. Dort schickte der Gefängnisbeamte mich in sein Schlafzimmer, da der Amtsbürgermeister mich doch noch verhaften wollte. Der Bürgermeister kam dann auch, saß einige Stunden in der nebenan liegenden Küche und verschwand schließlich, da ich nicht erschien.

Der Beamte ging nachts mit mir ins Gefängnis, wo ich meinen Vater und die dort einsitzenden Juden sprechen konnte.

In der gleichen Nacht ging ich auf Anraten meines Vaters zwei Bahnstationen querfeldein weiter und fuhr von dort nach Trier. Dort sprach mich die Schwester eines Lehrers an, frug nach meinem Vater und sagte mir, mein Vater bekäme in den nächsten Tagen eine Aufforderung zur Untersuchung, die wir mit der neuen Adresse sofort zurückschicken sollten.

Mein Vater war inzwischen zur Gestapo nach Trier überstellt worden und wurde von dort zum Untersuchungsamt gebracht. Der Gestapobeamte sagte auf dem Weg zum Untersuchungsamt, wenn mein Vater einen Fluchtversuch machen würde, würde er ihn sofort erschießen. Auf dem Rückweg blieb er drei Schritte zurück, da man ihm gesagt hatte, mein Vater hätte eine offene Tuberkulose und sei nicht hafffähig. So wurde mein Vater am gleichen Tag entlassen, und wir feierten in Trier seine Rückkehr.

Derartige Hilfe war bis zum November 1938 noch möglich. Es gab noch gute Freunde, die helfen wollten, später aber immer ängstlicher wurden und es vermieden, mit Juden gesehen zu werden.

Mein Vater musste nach seiner Rückkehr nach Hermeskeil das Vorkaufsrecht an meinem Elternhaus der Ge-

meinde übertragen, und wenige Monate später übernahm die Gemeinde das Haus zum Einheitswert, der auf ein Sperrkonto überwiesen wurde. Die Familie zog nach Trier in das Haus meines Onkels. Beide Familien mussten dann diese Wohnungen wieder verlassen, als ein Gestapobeamter diese Räumlichkeiten beanspruchte.

Ich ging anschließend nach Köln, ebenfalls in eine jüdische Lehrwerkstatt, um weiter als Schlosser ausgebildet zu werden. Am 10. Mai 1940, dem Beginn des Krieges gegen Frankreich, durfte ich dort nicht mehr weiterlernen.

Durch besondere Beziehungen kam ich in das Jüdische Asyl, ein jüdisches Krankenhaus, um dort als Heizer und Schlosser mit zwei Kameraden zu arbeiten.

Drei Monate später durfte ich dort nicht mehr arbeiten und kam in ein Modellwerk. Ich war dort der erste Jude. Es kamen anschließend noch sechs weitere Juden hinzu, die aber im Gegensatz zu mir nur in einer Gruppe getrennt von anderen Arbeitern beschäftigt wurden.

1941 erhielt ich eines Tages die Aufforderung, mich zum Transport in den Osten zu melden. Mein Gepäck habe ich abgegeben, bin aber dann zu meinen Eltern nach Trier gefahren.

Meine Vermögensaufstellung wurde im Oktober 1998 in einer Ausstellung in Düsseldorf über entzogenes Vermögen entdeckt. Es ist lächerlich, wie penibel die deutschen Behörden vorgegangen sind.

Bei meinen Eltern suchte mich die Gestapo und überwies mich zur Schwerstarbeit in die Ziegelei, um mit dem nächsten Transport abgeschoben zu werden. Ich kam sofort in die Schlosserei und blieb auch dort, als die anderen Juden zu einem Straßenbaubetrieb wechselten.

Als der Betrieb im Frühjahr nicht mehr kriegswichtig genug war, ging ich zu dem Innungsmeister der Schlosser, der mich gern eingestellt hätte, doch das Arbeitsamt gestattete dies nicht, und ich wurde in den Straßenbaubetrieb überwiesen, arbeitete aber auch dort nicht mit der jüdischen Kolonne, sondern in der Schlosserwerkstatt. Einige Monate später wurde diese Kolonne zum Eisenbahnoberbau verpflichtet – mit Ausnahme von mir.

Einige Wochen später wurde dies bemerkt, und ich sollte mich bei dieser Gruppe melden. Die erste Frage des Arbeitgebers war, ob ich etwas von Kompressoren verstehen würde. Als ich ihm sagte, dass ich die zuerst sehen müsste, schickte er mich mit einem Maurermeister zu einer Baustelle nach Ückingen. Das liegt zwischen Diedenhofen und Metz, also in Lothringen. Dort war eine ehemalige Brauerei, die in eine Molkerei und eine Kaffeerösterei umgebaut wurde. Diese Rösterei gehörte einem alten Kämpfer, und dort arbeitete die Trierer Firma mit einer italienischen Kolonne.

Ich trug damals den Judenstern auf meiner Zivilkleidung, nicht jedoch auf meinem Arbeitsanzug. Da ich keine Ahnung von Kompressoren hatte, setzte ich mich mit dem Schlosser der Molkerei in Verbindung, der mir auch die Funktion des Kompressors erklärte. Jedenfalls zwei Stunden nach meiner Ankunft lief der erste Kompressor.

Darauf erschien der Chef der Kaffeerösterei, ein Blutordensträger, frug mich, ob ich Reichsdeutscher sei und sagte mir, er würde sich bei meiner Firma bemühen, dass ich in Zukunft dort arbeiten solle. Ich fuhr also von da ab jeden Tag 65 km nach Ückingen und nachmittags zurück.

In der Molkerei arbeiteten französische Häftlinge, die zu der deutschen Wehrmacht eingezogen werden sollten und versucht hatten, nach dem unbesetzten Frankreich zu gelangen. Sie wurden geschnappt und erhielten drei Monate Gefängnis, die sie in der Molkerei abarbeiten mussten. Der die Häftlinge begleitende Wärter bot mir nach kurzer Zeit an, er wolle uns an der Bahn in Diedenhofen abholen, damit wir früher bei der Arbeit seien. Er war mit den Häftlingen dafür eine halbe Stunde später dort. Er wollte mir auch die Möglichkeit geben, ins unbesetzte Frankreich zu gelangen und berichtete mir von den letzten englischen Nachrichten.

Eines Tages, als wir auf dem Heimweg waren, kam der Betriebsinhaber mit dem Auto vorbei, bat uns einzusteigen, legte mir eine Zeichnung auf die Knie und besprach mit mir diverse Neuheiten wie vorher auch schon. Dabei bemerkte er meinen Judenstern.

Am nächsten Tag berichteten mir die Franzosen, dass sie mich wegen Spionage beobachten sollten. Die deutschen Meister, die die gleiche Anordnung hatten, blieben stumm.

Wenige Tage später war ich auf dem Heimweg, den ich diesmal von Diedenhofen über Luxemburg nach Trier genommen hatte, als ich von einer Wehrmachtsskontrolle überprüft wurde. Der Oberste dieser Feldgendamerie ging mit mir in ein Abteil, öffnete das Fenster und sprach mit mir bis wir in Trier waren. Er sagte, er wäre froh, wenn auch er solch einen Ausschließungsschein hätte.

Einige Tage später bemerkte ich, als ich zum Bahnhof kam, dass die Gestapo die jüdische Kolonne dort versammelt hatte. Ich ging hinter dieser Gruppe in den Zug, wurde aber zwei Stationen später von der Gestapo aus den Zug genommen und in das Gefängnis in Trier in der Windstraße eingeliefert. Ich kam in eine Viermannzelle, in der bereits alle jüdischen Männer, etwa 30 Personen, waren.

Diese Mithäftlinge waren beim Eingang durchsucht worden, wobei ihnen einiges abgenommen wurde. Ich wurde nicht gefilzt, hatte noch Zigaretten in der Tasche, und jeder der rauchen wollte, erhielt von mir Zigaretten.

Nach einer Weile öffnete der Gefängnisbeamte die Zellentür, erschrak über den Qualm in der Zelle und frug, wer geraucht habe. Ich meldete mich und musste zur Strafe mit dem Kalfaktor die Gänge sauber machen. Die erste Frage des Kalfaktors war natürlich: „Hast du was zu rauchen?“ Er ging mit mir in einen Waschraum und zeigte mir, wie man mit einem Besenstiel, in dem ein Feuerstein eingelassen war, Feuer machen konnte.

Anschließend ging er mit mir in das Frauengefängnis, wo inzwischen auch meine Schwester und ihre Arbeitskolleginnen inhaftiert waren. Am nächsten Morgen, einem Sonntag – der neben dem Gefängnis liegende Dom

hatte gerade den Gottesdienst beendet –, gingen ein Gestapobeamter und eine Frau mit meiner Schwester und mir zur Straßenbahnhaltestelle. Als die Bahn kam, protestierte ich, ich dürfe nicht mit der Straßenbahn fahren. Daraufhin gab es eine Rangelei und die Frauen, die aus dem Dom kamen, sagten, man solle die Kerle, die Kinder schlagen, besser an die Front schicken. Der Gestapobeamte war natürlich wütend und bemerkte, wenn sie nicht ruhig wären, könnten sie auch dort hinkommen, wo wir hinkämen.

Wir fuhren bis zu unserer Wohnung, meine Mutter öffnete die Tür und die erste Frage des Beamten war nach der Vermögensaufstellung. Diese hatte mein Vater, der krank im Bett lag, und übergab sie ihm. Er bemerkte, dass die Aufstellung nicht ordentlich ausgefüllt sei, weil mein Vater geschrieben hatte, ein Schlafzimmer, Küche und Wohnzimmer komplett und diverse Einrichtungsgegenstände. Mein Vater bemerkte, dass sie ja doch alles nähmen, und da brauche er sich nicht die Arbeit der Spezifikation zu machen.

Der Beamte holte einen Revolver aus der Tasche und sagte zu meinem Vater, er könne ihn sofort erschießen, worauf mein Vater sagte: „Warten Sie einen Augenblick, ich habe Ihnen noch etwas zu geben. Sie brauchen keine Angst zu haben, ich hole keinen Revolver aus der Schublade.“

Er entnahm der Schublade seine Kriegsauszeichnungen, warf sie dem Beamten auf das danebenliegende Bett und sagte: „Wenn Sie sich die nicht anders verdienen können, bitte schießen Sie. Es ist ja ohnehin egal, ob Sie das hier oder dort machen.“ – Daraufhin steckte der Beamte den Revolver ein und frug meine Mutter nach dem Koffer, den sie für mich gepackt hatte. Er öffnete meinen Koffer, in den meine Mutter mein Fotoalbum gelegt hatte. Dieses Album warf er sofort heraus mit der Bemerkung: „Wo Sie hinkommen, brauchen Sie keine Bilder.“

Eine Frau, die bei uns in der Küche saß, sammelte die Stücke, die herausgeworfen wurden, ein und gab sie mir nach dem Kriegsende zurück. So kam ich schon sehr früh zu den Bildern meiner Angehörigen, und dies war auch der Titel eines Filmes, der 1988 ausgestrahlt wurde.

Meine Schwester und ich wurden dann zu einer Sammelstelle im Bischof-Korum-Haus gebracht, wohin meine Eltern später auch gebracht wurden. Dort wurden die Personalien aufgenommen. Alle Wertsachen und die Schlüssel wurden abgegeben. Mein Vater sagte daraufhin: „Jetzt sind wir vogelfrei.“ – Auf meine Frage, was dies bedeute, sagte mein Vater: „Jetzt können sie mit uns machen, was sie wollen, und kein Hahn kräht noch nach uns.“

Wir blieben über Nacht im Bischof-Korum-Haus und wurden am nächsten Morgen zum Güterbahnhof geführt, kamen dort mit unserem Gepäck in einen alten Wagon und fuhren bis Dortmund, wo wir in der Viehhalle des Schlachthofs übernachteten, um am nächsten Tag in einem Viehwagen die Fahrt nach Auschwitz anzutreten.

In diesem Güterwagen herrschten chaotische Verhältnisse. Es waren ungefähr 50 bis 60 Personen in dem Wagon. Ein kleiner Eimer, der für die Exkremamente diente, war nach kurzer Zeit voll. Diese Ecke wurde dann mit Gepäckstücken abgetrennt. Es herrschten Zustände, die kaum zu beschreiben sind. Heute dürften Tiere nicht auf diese Weise transportiert werden. Medien und Parteien würden Lärm schlagen. Es gab auch damals ein Tierschutzgesetz, aber kein Gesetz zum Schutz von Menschen.

Am 3. März 1943 kamen in zwei Transporten 3.000 Personen in Auschwitz an. Davon kamen 585 Männer und 309 Frauen in das Lager. 2.100 Menschen – Männer, Frauen und Kinder – wurden in der Gaskammer getötet. Das sind ungefähr so viele, wie bei der Katastrophe in New York im World Trade Center umkamen. Nur, dass diese Todesrate in Auschwitz täglich über Jahre hinaus erfüllt wurde.

Von Koblenz wurden über 900 Personen deportiert. Davon kam kein Koblenzer zurück. Lediglich aus dem Transport nach Theresienstadt kamen aus dem Landkreis Koblenz elf Personen zurück, darunter auch meine Frau.

Da es aber in dem Viehwaggon praktisch immer dunkel war, bohrte ich mit einem Messer Löcher zwischen die Bretter, so dass wir neben dem damals üblichen Slogan „Die Räder müssen rollen für den Sieg“ auch die Namensschilder der Stationen sahen, die wir durchfuhren.

Die Fahrt führte uns über Berlin nach Auschwitz, wo dann die Türen aufgerissen wurden. Es war abends gegen 09:00 Uhr, als uns die Befehle erreichten, sofort aus den Wagen herauszukommen, Gepäck stehen zu lassen und Männer rechts und Frauen links Aufstellung zu nehmen. Das ganze Gelände war von Scheinwerfern taghell erleuchtet, obwohl im ganzen Reich Verdunklungsvorschriften herrschten.

SS-Leute mit Hunden und zahlreiche blau-weiß gekleidete Häftlinge liefen durch die Gegend. Diese Häftlinge begannen im Laufschrift sofort mit dem Einsammeln und Abtransportieren der Gepäckstücke, während die SS unsere Gruppe selektierte. Ich wurde herausgenommen und mein Vater sagte zu mir: „Du kommst zur Arbeit; du musst überleben.“

Ich wurde auf einen bereitstehenden Lastwagen verladen und kam so in das Lager Buna-Monowitz, das ebenfalls hell erleuchtet war. Wir wurden mitten in das Lager gefahren, unsanft abgeladen, das heißt, abgekippt und mussten unsere Taschen leeren, wobei SS-Leute und einzelne hochrangige Häftlinge um uns herumschwirren und Geld und besondere Stücke verlangten. Meine Uhr und meinen Füllhalter habe ich noch zerstört, bevor ich sie abgab.

Anschließend mussten wir uns entkleiden. Lediglich Schuhe und Gürtel durften wir behalten. Es wurden uns sämtliche Haare abgeschnitten. Wir wurden mir einer ekelhaften Brühe desinfiziert – wie es genannt wurde –, und wir wurden geduscht und zum Abtrocknen auf den Appellplatz getrieben. Es war etwa minus 15 Grad kalt, also nicht gerade angenehm.

Nach einer Weile kam ein Blockältester, suchte sich zehn Häftlinge aus, unter denen auch ich war, ging mit uns in seinen Block, und jeder erhielt ein Bündel Kleider, bestehend aus Hemd, Jacke, Fußlappen oder Strümpfe und eine Mütze. Der Blockälteste gestattete uns, passende Kleidungsstücke auszutauschen und sagte uns, wir sollten uns ein Bett aussuchen.

Nach einer Weile kam er wieder zurück, frug mich nach meinem Bett und als ich ihm sagte, das hinterste Bett in der äußersten Ecke, bestimmte er für mich das sogenannte Paradebett, bestimmte weiter, dass ich jetzt im Stubendienst sei und erklärte mir meine Aufgaben: morgens sofort nach dem Wecken in den Waschraum, waschen und anschließend Kaffee holen, dann mithelfen bei der Essensausgabe und anschließend Bettenbauen und den Block saubermachen. Wir kamen dann später zum Appellplatz, hatten dort einen festen Platz und gingen von dort zur Arbeit mit einem Kommando.

Am ersten Tag beim Kaffeeholen erkannte ich Professor Samuel, den ich aus meiner Zeit im Jüdischen Asyl in Köln kannte. Ich redete ihn mit Herr Professor an, worauf er mir erklärte, dass es hier keinen Herr und keinen Professor gebe. Es ergab sich ein längeres Gespräch, in dem die alten Häftlinge etwas aus der Freiheit hören wollten und wir etwas über das Lagerleben.

Ich hatte einiges darüber schon in der vorhergehenden Nacht erfahren, als ich zur Toilette gehen durfte und dort einen Häftling traf, der mich über die Verhältnisse im Lager aufklärte. Als ich frug, wo wir sind, antwortete er „Anus Mundi“, also am Arsch der Welt, in Auschwitz, und er meinte, wer es sechs Wochen aushalte, habe die schlimmste Zeit überwunden. Der unangenehme Geruch im Lager, erklärte er, stamme von den Leibern unserer Angehörigen, die nach der Vergasung verbrannt würden, und bei entsprechenden Windverhältnissen könne man das auch bei uns riechen.

Im Laufe des Tages wurden uns die Häftlingsnummern in den linken Unterarm eintätowiert. Auf unsere Frage, warum diese Nummern tätowiert würden, erklärte man uns, man brauche die Nummern, um die Toten identifizieren zu können. Dann wurde uns in einer Ansprache erklärt, dass wir hier nicht in einem Sanatorium, sondern in einem Konzentrationslager seien, und der einzige Weg aus dem Lager sei durch den Schornstein oder über den Rost.

Uns wurde weiter die Situation im Lager vorgetragen, dass wir Ordnung halten müssten. Wer an den Zaun gehe, Widerstand leiste oder den Anordnungen nicht gehorche, würde erschossen.

Während dieser kurzen Zeit, die wir im Lager waren, konnten wir uns schon ein Bild von unserer Lage machen. Die Häftlinge, die wir sahen, erschienen uns wie abgemagerte Skelette, mit eingefallenen Augen und langsamen Bewegungen. Sie wurden Muselmänner genannt.

Ein Lastwagen, der unsere Kleider wegfuhr, hatte zwei Häftlinge am Wegrand überfahren und liegengelassen. Die Fahrer lachten und amüsierten sich darüber.

Ich hatte den Vorteil deutsch zu sprechen; denn deutsch war die Lagersprache. Doch ich habe mich geschämt, ein Deutscher zu sein und habe auf die Frage, wo ich herkäme, immer geantwortet, von der Luxemburger Grenze.

Nachdem uns die notwendigen Kommandos erklärt und mit uns einexerziert waren, kamen wir am nächsten Tag zu unserem Kommando. Wir bekamen noch einen Mantel, mussten unsere Häftlingsnummern, die mit dem gelb-roten Davidstern auf Stofflappen gedruckt waren, an Hose und Jacke nähen und wurden zur Arbeit abgeführt.

Plötzlich sagte ein neben mir gehender Kamerad, das halte er nicht aus. Er ging einen Schritt neben die Kolonne. Ein Schuss fiel. Der Schütze meldete, ein Häftling auf der Flucht erschossen. Der Kolonnenführer kam hinzu und schoss dem Toten noch eine Kugel in den Kopf, und wir marschierten weiter.

Zuerst transportierten wir 40 cm bis 50 cm dicke und 5 Meter bis 6 Meter lange Röhren auf der Schulter. Es war sehr unangenehm, mit den langen, nassen und eiskalten Röhren zu hantieren. Dies alles ging natürlich mit viel Gebrüll und Hektik vor sich. Da ich mit dem Transport von großen Massen etwas Ahnung hatte, schlug ich dem Vorarbeiter vor, die Rohre auf Stangen abzutransportieren, was leichter und bequemer für die Häftlinge war. Er akzeptierte und probierte den Vorschlag, und ich kam zum Stapeln und Sortieren der zu transportierenden Rohre.

Wenige Tage später kam ich in eine der errichteten Hallen, um in etwa 12 Meter Höhe Löcher für Elektroinstallationen zu meißeln. Damit war ich schon nicht mehr so sehr der Witterung ausgesetzt, konnte anschließend die benötigten Meißel schmieden, schärfen und härten und nebenbei auch Holzkohle machen, die ich an die Kameraden gegen unseren Durchfall verteilte.

Ein Vorfall aus dieser Zeit ist besonders erwähnenswert. Eines Tages erschoss ein SS-Mann zwei Häftlinge und kam praktisch mit dem noch rauchenden Karabiner zu mir an die Feldschmiede und sagte: „Setz dich nicht auf die kalten Steine; du bekommst sonst Hämorrhiden.“

Auf dem Heimweg von der Arbeit mussten wir singen, entweder das Buchenwaldlied oder die Moorsoldaten. Außerdem hatten wir noch in jeder Hand einen Ziegelstein, die wir in das Lager bringen mussten, damit die Lagerstraße und der Zugang zu den Blocks befestigt werden konnten.

Nach den ersten Tagen im Lager kam ein Häftling mit einem grünen Winkel zu mir und sagte, er habe in meinen Papieren gesehen, dass ich aus Hermeskeil käme. Auch er sei einmal durch Hermeskeil gekommen, als in dem Haus eines Tierarztes Kinder zu ihrer Mutter gesagt hätten: „Guck mal, der Onkel hat gar keine Schuhe und keine Strümpfe.“ – Er habe dies gehört, sei an das Haus gekommen und habe dort Strümpfe und Schuhe bekommen. Als ich ihm sagte, das könne nur das Haus meiner Eltern gewesen sein, bemerkte er, dass er dankbar sei und mir helfen werde.

So bekam ich von ihm Unterwäsche, Pullover, Taschentuch etc., Dinge, die das Leben ermöglichten und angenehmer machten. Er erzählte mir, dass er von Beruf Hochstapler sei und schon mehr als die Hälfte seines Lebens hinter schwedischen Gardinen verbracht habe. Im Lager war er Glaserkapo, ein kleines Kommando, das nur einen Glaser beschäftigte. Er war der Manager.

Während meiner Studienzeit traf ich ihn später in Berlin noch einmal auf der Straße, wo er mich seiner Freundin vorstellte. Dort hieß er Dr. van der Straten. Im Lager hieß er Altaras, was man auch mit „du änderst“ übersetzen kann.

Einige Wochen später hatte ich Schmerzen im Daumen, und dieser Glaser ging mit mir zum Krankenbau. Dort sagte man mir, dass der Daumen aufgeschnitten werden müsste, dies aber verboten sei. Der Glaser überredete die Pfleger, den Daumen aufzuschneiden. Ich müsse dann eben sagen, ich hätte dies selbst gemacht.

So wurde der Daumen aufgeschnitten, und ich blieb ohne Verband, wurde am nächsten Morgen aus der Reihe herausgeholt und dem Lagerarzt Dr. Fischer vorgestellt. Auf seine Frage, wer den Daumen aufgeschnitten habe, sagte ich ihm, dass ich das selbst gemacht habe. Er frug mich mit was, und ich antwortete, mit dem Portioniermesser. „Wie kommst du daran?“ Ich bin im Stubendienst. Auf die Frage, woher weißt du, dass das aufgemacht werden muss, antwortete ich ihm, mein Vater war Tierarzt. Er bemerkte, dass das auch eine Rosskur sei und dass ich in den Krankenbau aufgenommen werde. Ich bemerkte, dass ich jetzt damit arbeiten könne, worauf ich Blockschonung bekam.

Als ich aus dem Krankenbau kam, wartete schon der Glaser auf mich, frug, ob ich gut werfen könne, führte mich zu einer Stelle und sagte mir, ich müsse warten bis der Posten vorbei sei und dann mit einem Wurf die nahe liegende Scheibe einwerfen. Nach einer Weile ging ich zur Glaserwerkstatt und berichtete von der zerbrochenen Scheibe.

Wir machten einen Kontrollgang und stellten fest, dass im Brotmagazin eine Scheibe zerbrochen war. Der SS-Mann konnte davon überzeugt werden und musste ein Brot zum Organisieren der neuen Scheibe herausrücken. Dieses Brot verschwand in dem doppelten Boden einer Kiste, die ich auf den Schultern trug, und ein zweites Brot wurde neben den herausgenommenen Flügel gelegt.

Ich ging damit in das Lager zurück. Dort wurde der Flügel entglast, und ich musste den leeren Flügel wieder zurückbringen mit der Bemerkung: „Du weißt ja, nachher ist wieder ein Brot in der Kiste.“

Dies wurde verwirklicht, und am nächsten Tag begann das Spiel wieder erneut. Der leere Fensterflügel wurde von mir mit einem Brot in das Lager gebracht und der verglaste Flügel wieder zurück, wobei wieder ein Brot im Geheimfach abgelagert wurde.

Auf dem Rückweg ging ich diesmal durch die SS-Küche und frug, ob ich einen Fisch haben könne. Man gab mir keinen, aber plötzlich war die Küche leer und ich nutzte

die Gelegenheit, die ganze Pfanne Fisch in meiner Kiste zu versenken. Ich ging damit ins Lager und begann zu essen. Die organisierten 25 bis 30 Pfund Fisch waren aber zu viel für mich. Das war aber ein gutes Geburtstagsessen.

Bis zum Ablauf der Blockschonung hatte sich mein Daumen verschlechtert und ich wurde in den Krankenbau aufgenommen. Dort war ein Freund von mir im Stubendienst tätig, der mit mir 1938 verhaftet wurde.

Ich konnte mich vom ersten Tag an im Block nützlich machen. Einmal versorgte ich einen französischen Boxer, der von einem Gerüst gefallen war, einen Schädelbruch hatte und besinnungslos einige Wochen mein Pflegling war.

Dann bat mich mein Freund, von Neuzugängen eine Jacke zu besorgen, während er die Bewacher ablenkte. Mit dieser Jacke flüchtete ein Freund meines Freundes. Dieser war Blockältester im Erziehungslager und hatte in längerer Nachtarbeit einen Gang aus seinem Block unter den Lagerzaun hinaus gegraben und mimte den betrunkenen Polen, der sich von außen dem Zaun näherte. Er wurde daraufhin von dem Posten vertrieben und nicht wieder gesehen.

Durch mein handwerkliches Geschick entwickelte ich diverse Gegenstände, die sich als brauchbar erwiesen. So entstand nach dem Prinzip des Eierschneiders ein Gerät, um die Margarinewürfel zu portionieren und Geräte zum Auf- und Abwickeln von Mullbinden. Außerdem ließ ich mir von meinem Glaserfreund eine Glasscheibe geben, die mit Sand auf einer Seite aufgeraut wurde. Unter dieser Scheibe wurde ein Bettenplan angebracht, und auf der Scheibe konnten wir mit Bleistift unsere Eintragungen machen, die wir mit Gummistopfen wieder löschen konnten.

Zwischendurch half ich bei dem Abbau und Transport einer Lokomobile, die die SS benötigte, um im Lager genügend Dampfdruck für die Desinfektion zu erlangen. Für diesen Zweck bekam ich Häftlingskleidung, die wir als Patienten im Krankenbau nicht hatten. Die Patienten hatten lediglich ein Hemd und unter Umständen eine Decke um die Hüfte.

Da ich stark beschäftigt war, behielt ich die Kleidung und übte die Funktion eines Pflegers aus. Als ich glaubte, es wäre Zeit, aus dem Krankenbau entlassen zu werden, sagte man mir, bleib mal hier.

Dann wurde mein Freund Addi Kessler verhaftet und später auch der Schreiber Erik Eisler, die beide später im Block 11 im Hauptlager erschossen wurden. So musste ich auch den Posten des Schreibers übernehmen.

Eines Tages, als ich gerade mit Schreibearbeiten beschäftigt war, kamen der Lagerarzt Dr. Fischer und mein Blockältester zur Türe herein. Ich meldete, wie es vorgeschrieben war, und der Lagerarzt frug den Blockältesten, was macht der denn hier, worauf dieser antwortete, der bleibt hier oder geht mit mir. Dr. Fischer frug mich daraufhin nach meinem Beruf. Ich antwortete Schlosser. Auf seine anschließende Frage, ob ich einen Verband

machen könnte, antwortete der Blockälteste, der macht hier jeden Verband. Daraufhin ernannte mich Dr. Fischer zum Pfleger, und der Blockälteste wurde Lagerältester im Hauptlager. Ich musste dann noch dessen Posten übernehmen, bis ein neuer Blockältester kam.

Während dieser Zeit fand auch die erste Selektion in meinem Block statt. Die SS übergab mir einige Karteikarten, die ich zur Schreibstube bringen sollte. Dort frug ich, haben wir keine Toten zum Austausch. Das geht aber auf deine Kappe, wurde mir gesagt, und ich akzeptierte. Inzwischen bekamen wir einen Chirurgen und einige polnische Pfleger in den Block.

Eines Tages kam der Schreiber des Krankenbaus, Stephan Heymann, und sagte mir, er brauche mich in der Schreibstube. Warum er mich brauchte, habe ich schnell gemerkt. Stefan Heymann war der Leiter der Widerstandsgruppe im Lager. Meine Tätigkeit war die eines Läufers. Ich musste die Zu- und Abgänge im Krankenbau mit den Blöcken, der Schreibstube und dem Arbeitsdienst arrangieren und kam dadurch in alle Winkel des Lagers. Außerdem beteiligte ich mich nach wie vor morgens und abends in der Ambulanz, um Verbände anzulegen.

Eine meiner ersten Arbeiten war die Trennung der Schreibstube von dem Raum des Lagerältesten und der SS. Das war meine Arbeit in einigen Nächten. Die gezogene Trennwand war unten einschalig und oberhalb der Balkenlage doppelschalig. In diesen Zwischenraum hatte ich dann später die selbstgebastelten Handgranaten versteckt. Diese glaubten wir zu benötigen, da wir nicht wussten, was die SS beim Näherrücken der Front beabsichtigte, und wir hofften, dass die Partisanen das Lager von außen angreifen würden, sodass wir dann von innen helfen könnten.

In diesem Zusammenhang hatte ich auch bei einem Fliegeralarm den Elektrozaun an mehreren Stellen angezapft. Der Versuch, hierdurch einen Kurzschluss zu erzeugen, gelang nicht. Die in Wasser gelegenen Drähte dienten uns zeitweise als Tauchsieder.

Nach kurzer Zeit in der Schreibstube hatte ich auch die Verbände im SS-Revier zu machen. Dabei hörte ich die Nachrichten, ich wusste, was auf dem Schreibtisch des SDG war und bekam meine Verpflegung im SS-Revier. Meine Häftlingsration wurde abwechselnd verteilt, und mit den mitgebrachten Medikamenten und Essensresten wurde der Krankenbau mit zusätzlicher Verpflegung versorgt. Ich habe jedenfalls für ein Jahr nur SS-Verpflegung genossen.

Als der erste SDG Neubert abgelöst wurde und durch Oberscharführer Hantl ersetzt wurde, sagte man mir, deine Tage sind gezählt. Auf meine Frage warum, erfuhr ich, dass Hantl bekannt sei, die Häftlinge abzuspritzen. Ich meldete mich bei ihm. Er frug mich, was ich dort mache. Nachdem ich dies geschildert hatte, übergab er mir ein Päckchen Zigaretten für mich und andere Raucher. Er kam dann häufig in die Schreibstube, saß auf meinem Platz und bereitete sich auf das Kriegsende vor.

Am 18. Januar 1945 begann der Abmarsch aus dem Lager bei winterlichen Temperaturen und hohem

Schnee. Vorher hatte ich noch die Unterlagen des Krankenbaus und auch solche der Häftlingsschreibstube, die verbrannt werden sollten, in Marmeladeneimer verpackt und verlötet und die Eimer anschließend in der Jauchegrube versenkt. Nach der Befreiung habe ich mitgeteilt, wo die Unterlagen liegen und habe diese bei dem Ausschwitzprozess 1963/1964 wiedergesehen.

Die Häftlinge des Krankenbaus sind am Abend des 18. Januar 1945 aus dem Lager abmarschiert. Ein großer Teil der Einrichtung einschließlich des Röntgengeräts, das erst kurze Zeit vorher fertiggestellt wurde, wurden auf einem Handwagen mitgezogen. Wir übernachteten auf dem sogenannten Todesmarsch in der ersten Nacht in einer Ziegelei in Nicolai und in der zweiten Nacht in Gleiwitz III, einem Nebenlager von Auschwitz. Nachdem ich geschlafen hatte, sagte ich zu meinen Freunden, ich müsse mich um meine Kameraden kümmern.

Ich besorgte mir eine Kanne Kaffee und meldete mich am Tor in das SS-Revier ab, ohne zu wissen, wo dies war. Schließlich fand ich das SS-Revier und traf dort den ehemaligen SDG Neubert. Ich gab ihm Kaffee und frug ihn, wohin die Transporte gehen. Er nannte mir fünf Adressen, die ich wieder Stefan Heymann weitersagte. Stefan sagte mir, ich solle versuchen, dass wir nach Buchenwald kämen, da er dort früher Blockältester gewesen sei und noch gute Beziehungen habe.

Also ging ich zurück und sagte zu Neubert, dass ich den Krankenbau zusammenhalte. Dann könne er wieder Chef werden. Wenn wir nach Buchenwald gehen würden, wäre er dann auch in seiner Heimat. Er war sofort damit einverstanden und beorderte uns zu dem letzten Transport.

Bevor wir in die bereitstehenden offenen Güterwaggons einsteigen konnten, habe ich der SS gesagt, es wäre doch eine Schande, wenn wir den Russen alles in die Hände fallen lassen würden. Wir wollten die benachbarte Baracke abreißen und damit ein Dach über dem Wagon machen. Ich erhielt die Genehmigung, und ein Kollege und ich rissen die Baracke ab und errichteten ein Dach über dem Wagon. Auch der Inhalt der Baracke – Ofen, Heizmaterial und Strohsäcke – nahmen wir mit. Kaum waren wir fertig, war auch schon die SS – wie wir es wollten – bei uns im Wagon. So hatten wir die Sicherheit, dass sie nicht auf den Wagen schießen würden.

Einige Tage später wurden einige Freunde von mir und ich aus dem Wagon getrieben, um die letzten zwei Waggons zu räumen und die Toten in diesen Waggons unterzubringen, da die Häftlinge die Toten ausgezogen und über Bord geworfen hatten. Bei dem Halt hatte ich schon Verbindung zu Tschechen aufgenommen, die mir ein riesiges Brot mitgaben.

In der nächsten Nacht lag mir eine Koppel zu nah. Ich entnahm einen Revolver aus der anhängenden Tasche und legte einen Stein in die Tasche.

Als wir in Buchenwald angekommen waren, sagte ich zu Stefan Heymann, dass ich noch einen Revolver in der Tasche hätte. Er sagte, ich solle etwas warten. Dann kamen zwei Lagerschutzhäftlinge zu mir. Wir gingen

hinter einen Wagon. Einer der Lagerpolizisten tauschte seine Jacke mit mir und ich begleite den anderen Lagerpolizisten, während der andere für mich die Aufnahme-prozedur erledigte. Die Daten kannte Stefan Heymann.

Ich hatte ein Problem, da einige Häftlinge aus Auschwitz mich trotz der anderen Kleidung wiedererkannten. Ich sagte nur, es freut mich, dass mein Zwillingbruder mitgekommen ist.

Die erste Nacht in Buchenwald musste ich über die Verhältnisse in Auschwitz und die ehemaligen Buchenwaldinsassen, die noch am Leben waren, berichten. Morgens tauschten der Polizist und ich wieder die Plätze, das heißt, ich kam in das kleine Lager als Zugang. Doch am Abend suchte man mich wieder, damit ich Kleider an Freunde verteilen konnte.

Nach einigen Tagen kam ich in das Hauptlager, Block 22, wo ich nach langer Abstinenz wieder ein Buch lesen konnte. Die ersten Bücher waren der „Grüne Heinrich“ von Gottfried Keller und das „Totenschiff“ von Traven. Das war etwas Besonderes, das es in Auschwitz als Vernichtungslager nicht gab.

Ich meldete mich für einige Tage Waldarbeit, um die Umgebung kennenzulernen und kam dann in die Widerstandsgruppe von Buchenwald unter Eugen Kogon. Zuerst zu ihm, dann in das Sektionskommando, wo ich nach kurzer Einarbeitung die Leitung übernahm. Damals mussten wir noch alle Leichen sezieren. Ein französischer Pathologe führte die Sektionen durch und stellte die Diagnosen, die aber von dem anwesenden SS-Mann in geradezu abenteuerlicher Weise abgeändert wurden. Das war nicht lange unsere Arbeit.

Der SS-Mann, ein Arzt, kam nicht mehr, als ich ihn mit Blut vollgespritzt hatte. Es war das erste Mal, dass der SS-Mann die Türklinke von innen angefasst hatte. Selbst seine Handschuhe ließ er auf dem Fensterbrett liegen. Für einige Tage lagen noch Leichen auf dem Seziertisch; dann unterließen wir auch das.

Wir mussten lediglich noch die Toten auf Goldzähne untersuchen und diese entfernen. Meine Aufgabe war es, diese zu registrieren und das Gold zu sammeln. Bei der Befreiung hatte ich noch einige Kilo Zahngold abgegeben.

Da in der letzten Woche vor der Befreiung das nebenan liegende Krematorium keine Kohle zum Verbrennen hatte, wurden die Toten auf dem Hof gestapelt, sodass, als die Amerikaner kamen, einige tausend Tote auf dem Hof lagen. Die Amerikaner brachten die Bevölkerung aus Weimar in das Lager, damit sie sich über die Verhältnisse ein Bild machen konnten.

Während meiner Zeit hatte ich meine Freunde aus Auschwitz in meine Gruppe aufgenommen. Da wir kommandiert waren, mussten wir auch hier nicht zum Appell und kein SS-Mann ist zu uns gekommen.

Wenn jemand kam, habe ich am Eingang nur gesagt: „Vorsicht Infektionsgefahr, Typhus und Flecktyphus.“ – Dann habe ich nur noch die Absätze gesehen.

Ich ließ mir meine Haare in Buchenwald nicht mehr schneiden und hatte Probleme, weil später niemand glauben wollte, dass ich die Haare aus Protest und wegen der unzureichenden Kontrolle wachsen ließ.

Aber auch mit den Kameraden gab es Probleme. Als ich nach der Befreiung meiner Gruppe sagte, nehmt das Fett von der Suppe oder esst nur die Hälfte, ihr könnt das jetzt noch nicht vertragen, sagte man nur: „Jetzt hast du nichts mehr zu sagen.“ – Die Folgen waren grausam.

Nachdem wir die Toten beerdigt hatten, ging ich wieder in den Krankenbau, weil ein 14-jähriger ungarischer Häftling, den ich in Auschwitz unterstützt hatte, zu mir kam und über Atemnot klagte. Ich ging mit ihm in den Krankenbau, wo eine Rippenfellentzündung festgestellt wurde.

Der Junge wollte sich aber nur von mir operieren lassen. Er willigte schließlich in die Operation durch einen russischen Arzt ein. Ich war Assistent. Als der Arzt mir sagte, ich solle eine Drainage einführen, stieß ich auf einen Widerstand. Eine Pistolenkugel war die Ursache der Pleuritis.

Nach einigen Wochen im Krankenbau fuhr ich mit einem jüngeren Kameraden nach Trier zurück. In dem elterlichen Haus meines Freundes richteten wir uns eine Wohnung ein. Ich reparierte noch das Haus meines Onkels, aus dem wir ausziehen mussten, als Gestapobeamte dort einzogen, und fuhr den angefallenen Schutt ab. Nachdem dies geschehen war, ging ich zum Arbeitsamt und frug, wohin sie mich jetzt vermitteln wollten. Der Direktor bat mich, die Stelle eines Vermittlers anzunehmen und später in die Beamtenlaufbahn zu wechseln.

Durch die Tätigkeit beim Arbeitsamt konnte ich einen großen Teil der Möbel unserer Familie auf die merkwürdigste Art wiederfinden, was ich sonst nirgendwo gehört habe. Außerdem gründete ich die Jüdische Kultusgemeinde Trier.

Eines Tages erschien der Veterinär Dr. Bushoff, stellte sich vor und sagte mir, dass er meinen Vater und mich in der Straßenbahn getroffen habe und mein Vater ihm gesagt habe: „Jetzt wird er Schlosser. Unter anderen Verhältnissen wäre er Tierarzt geworden.“ Als ich ihm sagte, dass ich kein Abitur hätte, meinte er, das würde von mir abhängen.

Er ging mit mir zum Gymnasium. Dort nannte man mir einige Lehrer, mit denen ich mich in Verbindung setzte. Nach einem Jahr Unterricht und Arbeit machte ich die Aufnahmeprüfung für die Oberprima und drei Monate später mit der Klasse das Abitur, um anschließend Veterinärmedizin zu studieren. Die ersten Semester studierte ich an der Humboldt-Universität in Berlin und anschließend in Gießen.

Seit 54 Jahren bin ich in Polch als Tierarzt tätig und leite die Jüdische Kultusgemeinde in Koblenz seit 20 Jahren.

Ansprache

Staatsminister Bruch, stellvertretender Ministerpräsident:

Sehr geehrter Herr Dr. Kahn, sehr geehrter Herr Landtagspräsident, meine sehr geehrten Damen und Herren des Konsularischen Korps, sehr geehrte Damen und Herren des rheinland-pfälzischen Landtags, sehr geehrte Gäste! Herr Dr. Kahn, Ihnen darf ich herzlich für diese aufrüttelnde und aufwühlende Erinnerungsrede danken. Ich meine, dass damit der Gedenktag für uns, die wir Nachgeborene sind, einen Rahmen und eine Orientierung gibt als Tag der Befreiung, aber auch als Tag des Gedenkens an die Naziherrschaft.

Das sind monströse Verbrechen, die wir jetzt wieder von einem Zeitzeugen gehört haben, die für uns eigentlich nicht in Worte zu fassen sind. In der deutschen Sprache gibt es kein Wort für diese Vernichtung von Menschen. Die Shoa ist da wohl das bessere Wort.

Ich danke ausdrücklich dem Zeitzeugen, Ihnen, Herr Dr. Kahn, für diese Rede. Ich denke mir, ich weiß, wie schwierig es ist, eine solche Rede zu halten. Das war eine Rede, die geprägt war von Erinnerung, von großen Schmerzen, die aber doch, so finde ich, ein Angebot der Aussöhnung an uns enthielt. Jemand, der Auschwitz und Buchenwald überlebt hat, kehrt zurück in seine Heimat. Er ist Deutscher jüdischen Glaubens, und er gibt uns ohne Anklage einen Bericht.

Herr Dr. Kahn, Sie haben es gesagt, die Zeitzeugen werden weniger. Was tun wir, die Nachgeborenen?

Die Landesregierung geht den Weg der Erinnerung, der Aussöhnung. Sie fördert Gedenkarbeit. Das ist ein breites und großes Feld, das nicht nur von Hinzert und Osthofen geprägt ist. Es wird breit getragen durch die Abgeordneten im Parlament und die darüber hinaus vertretenen demokratischen Parteien in diesem Land.

Schulen besuchen Auschwitz. In den Schulen ist heute, anders als zu meiner Zeit, die Geschichte des Dritten Reiches kein Tabu mehr; die Nazidiktatur bleibt Thema.

Meine Damen und Herren, ich habe seit 1996 alle Reden zum Gedenktag verfolgt. Wir alle haben die Reden verfolgt, die seit 1996 gehalten worden sind. Ich denke, es gibt für jeden von uns einen persönlichen Weg zur Auseinandersetzung.

Ich habe persönlich diesen Weg auch erlebt. Ich habe meine Familie gefragt: „Wie konnte das geschehen? Wie konntet ihr das zulassen?“ – Lieber Herr Dr. Kahn, da habe ich eigentlich die Falschen gefragt, weil ich die Großväter und die Großmütter hätte fragen müssen und nicht diejenigen, die beispielsweise 1920 oder 1923 geboren worden sind. Ich habe nach Schuld gefragt.

Als Bürgermeister habe ich erlebt, dass beispielsweise bei Gedenktagen der Deportation in Partnergemeinden in Frankreich Überlebende kamen und sagten: „Ihr habt

Schuld.“ – Ich habe keine Schuld, aber wir haben Schuld in deutschem Namen auf uns geladen.

Es gibt natürlich auch die Aussage, die wir täglich hören, nämlich es muss Schluss damit sein und wir müssen darüber nicht mehr reden. Wir haben uns aber damit auseinanderzusetzen. Für mich persönlich war es ein besonderes Erlebnis, als die Nachkommen von Victor Klemperer seine Tagebücher veröffentlicht haben, in denen minutiös die Daten der Entrechtung, die Erniedrigungen, die Abkehr vom Rechtsstaat, der tägliche Rassismus niedergelegt wurden. Das war für mich ein prägendes Erlebnis.

Das bringt mich dazu – das ist meiner Meinung nach auch das, was die Landesregierung insgesamt auszeichnet –, diese Gedenktage nicht nur als eine Fahrtroute durch das Jahr zu verstehen, sondern sie sind mehr. Es geht darum, diese Gedenktage nicht nur mit der heutigen Veranstaltung auszufüllen.

Wir reden heute auch über 100 tote Menschen, die seit 1990 durch Rechtsradikalismus nicht ums Leben gekommen sind, sondern die ermordet wurden, die getötet wurden, die totgeschlagen wurden. Ein Obdachloser wurde totgeschlagen, weil er angeblich wertlos war.

Ich meine, es gibt einen Handlungszwang des Staates und der Demokratinnen und Demokraten. Wir haben in Rheinland-Pfalz konsequent, sofort und rechtsstaatlich gehandelt. Wer bei uns für Rechtsradikalismus eintritt, muss damit rechnen, dass der Rechtsstaat ihn dafür zur Rechenschaft zieht. Dies geschieht nicht nur durch die Polizei und den Verfassungsschutz, sondern auch durch die demokratischen Kräfte, durch die Gemeinden, die Städte und den Landtag.

Ich persönlich frage mich: War es das? Ist das alles?

Roman Herzog hat 1996 Folgendes in seiner Rede ausgeführt: „Ich wünsche mir, dass der 27. Januar zum Gedenktag des deutschen Volkes, zu einem wirklichen Tag des Gedenkens, ja des Nachdenkens wird.“ – Den Gedenktag haben wir. Nachdenken, ja, das tun wir. Es muss aus diesem Nachdenken aber auch etwas wachsen. Ich meine, wir Deutsche müssen immer mehr tun als andere. Wir müssen gegen diesen neuen Rassismus Widerstand leisten und aktiv für den Rechtsstaat eintreten. Das ist der beste Staat, den wir im deutschen Sprachraum jemals hatten. Wir dürfen keine falschen Anfänge dulden.

Ich erinnere mich gut an Gedenktage wie den 8. Mai, als Richard von Weizsäcker seine Rede gehalten hatte und eine Aufwallung durch die deutsche Öffentlichkeit – auch durch die Intellektuellen – ging. Für viele war das ein Tag der Befreiung.

Ich erinnere mich gut daran, als der 27. Januar als Tag an die Befreiung von der Nazidiktatur zu erinnern hatte. Da gab es auch zunächst eine gewisse Zurückhaltung: Muss das sein? Ist das notwendig? – Diese Gedenktage sind mittlerweile mehr als nur diese Route durch das Jahr. Ich müsste mich ausdrücklich bei denen bedanken, die diese Gedenktage gesetzt haben. Um mit Berthold

Brecht zu sprechen: Damit waren die Berge erklommen, aber die Mühen der Ebene liegen vor uns.

Ich meine, dass wir diese Gedenktage brauchen, diese Gedenktage an die Verbrechen. Herr Dr. Kahn, wir müssen aber auch Ihnen gegenüber Dankbarkeit zeigen für Ihre Bereitschaft, die Hand für eine Aussöhnung und Versöhnung auszustrecken. Das muss ein „Denk“-Tag werden.

Wir haben die Zukunft zu gestalten. Dieser soziale Rechtsstaat muss jeden Tag neu errungen werden. Wir müssen das tun, und niemand sonst.

Ich danke Ihnen.

Schwarze Augen

Musik: Schnuckenack Reinhardt
Text: Sascha Reinhardt
Solistin: Loraine Reinhardt

Präsident Mertes:

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Gäste! Zunächst einmal herzlichen Dank an die Band. Die Reinhardts machen einfach gute und an diese Stelle passende Musik.

Herr Dr. Kahn, auch an Sie einen herzlichen Dank.

Die Schülerinnen und Schüler der Ellerbach-Schule in Bad Kreuznach werden uns nun ihre Gefühle darstellen, die sie bei ihrem Besuch in Auschwitz gewonnen haben. Dies wird im Saal 7 und im Forum geschehen. Anschließend wird es auch die Gelegenheit zum Gespräch geben.

Ich bedanke mich bei Ihnen allen, dass Sie sich die Zeit genommen haben und in den Landtag gekommen sind. Sie haben damit zum Ausdruck gebracht, welchen Rang dieser Tag in unserem Leben einnimmt.

Herzlichen Dank.

Ende der Sitzung: 11:21 Uhr.